This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

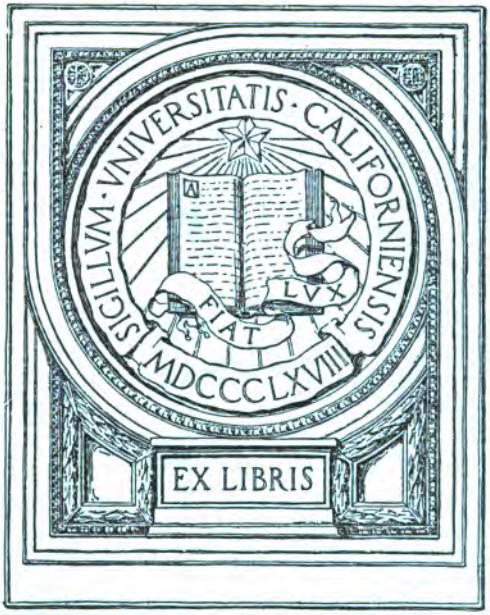
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DS
721
S43

YB 45047

GIFT OF
HORACE W. CARPENTIER



Die Grundlagen der chinesischen Kultur.

Dr. Erich Schmitt.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Dem Gedächtnis
meines Lehrers und Freundes
J. J. M. de Groot.

Schriften zur Kultur und Technik
Herausgegeben von Dr. E. Hennes / Berlin-Zehlendorf

UNIV. OF CALIFORNIA

2.

Die Grundlagen der chinesischen Kultur

Von
Dr. Erich Schmitt
Privatdozent an der Universität Berlin.

Tauber-Verlag / Berlin 1922

DS721
S43

PENTIER

Titelzeichnung und Buchschmuck von Kurt Runge / Berlin.

Gedruckt bei August Hoffmann / Leipzig-R.

Copyright 1922 by Tauber-Verlag in Berlin.
Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes vorbehalten.

Einleitung

In der vorliegenden kleinen Schrift soll versucht werden, in drei Abhandlungen dem größeren Publikum, das für das Studium einschlägiger, meist ausländischer Werke über China weder die nötige Zeit noch die gegenwärtig enorm hohen Kosten aufbringen kann, dafür aber ein um so größeres Interesse mitbringt, die Grundlagen der uralten chinesischen Kultur in möglichst gedrängter Form auseinanderzusetzen. Die Schwierigkeit der Aufgabe, eine viertausend Jahre umfassende Menschheitsgeschichte der östlichen Hemisphäre auf so geringen Raum auch nur in den Grundzügen erschöpfend behandeln zu wollen, ist mir beim Studium der Quellen, auf die man zur wirklichen Erfassung ihres ungetrübten kulturgeschichtlichen Gehalts zurückgreifen muß, immer deutlicher zum Bewußtsein gekommen. Daher will ich mich auf die Naturphilosophie mit der Naturreligion, auf die Staatslehre und Staatsreligion und auf das Familienleben beschränken. So läßt sich eine organische Einheit in der Darstellung des chinesischen Kultursystems erreichen. Aber noch ein Grund veranlaßt mich, gerade diese Auswahl zu treffen. Wir leben in der Zeit der gewaltigsten europäischen Erschütte-

rungen, die wohl nur ein Analogon in den verheerenden Stürmen der Völkerwanderung hat. Und da ist das Erste, was dem mitteleuropäischen Betrachter der chinesischen Kultur auffällt, der scheinbar unverwüstliche Bestand des alten Chinesenreiches.

Seit den ersten märchenhaft klingenden Berichten Marco Polos hat sich zwar unsere westliche Vorstellung von dem Wesen und der Kultur des bezopften gelben Volkes hinter der berühmten „Großen Mauer" vielfach verändert und vervollständigt, aber in den Grundzügen ist sie dieselbe geblieben. Wie damals verbindet auch heute der Westeuropäer mit dem Begriff des Chinesentums den „Zopf", den „konservativen Geist par excellence" mit seinen petrefizierten Zeremonien, pomphaft bei Hofe, steif beim Mandarinentum, sowie die neuerdings mehr karikaturistisch gefaßte Vorstellung von der sphinxartigen Unlösbarkeit des Rätsels seines seelischen wie materiellen Lebens. Denn beides ist bis in die unbedeutendsten Kleinigkeiten so grundverschieden von dem westlichen: die Bücher mit der abwärts laufenden Ideogrammschrift, die Läden mit den herabhängenden Schriftrollen, die zahllosen buddhistischen und konfuzianischen Tempel, die Pagoden mit ihren vielen Stockwerken, die als Leuchttürme des buddhistischen Glaubens gen Himmel ragen; dazu in den größeren Städten das beängstigende Gewimmel schreiender, stoßender Menschen in lebensgefährlicher Enge; im Kaiserpalast ehemals der exotisch-blendende Glanz und Pomp, und draußen im Lande der starrende Schmutz in den Straßen und der Mangel an Sinn für Behaglichkeit in der Lebensführung des Volkes; die Indolenz, die, statt eine Brücke auszubessern, diese

ganz verfallen läßt, um schließlich eine neue zu bauen; die Passivität gegenüber dem „Schicksal" — alles ist dem Westländer fremd, neu. Die Fülle des ersten Eindrucks ist verwirrend, und was Globetrotter, auch im philosophischen Reisemantel, gesehen und erkannt zu haben glaubten, ist letzten Endes doch nur der „Herren eigner Geist".

Wohl läßt sich der tiefverborgene Sinn der verschlungenen Linien in dem Mosaik der geistigen und materiellen Kultur Chinas begreifen und verstehen, von wenigen auch gelegentlich wohl nacherleben, doch dazu braucht es vieler Jahre liebevoller Versenkung in das ganze Denken und Fühlen des Volkes; dazu gehört aber ebenso sehr die Kenntnis des historisch Gewordenen. Und wenn unserem westlichen Auge auch auf den ersten Blick die ganze chinesische Kultur als erstarrt verschnörkelte Zivilisationsarabeske erscheint, leblos schon seit vielen Generationen überkommen, so muß doch auch hier einmal ein Werden, ein Kämpfen stattgefunden haben. Denn alles Leben ist ein Kampf, und wo ein Sinn in die Erscheinung tritt, regt sich bekanntlich der Gegensinn. Eines aber sei noch vorausgeschickt: hier soll nicht das Kämpfen geschildert werden, sondern das Ergebnis, nicht das Ringen des Werdens, sondern der sichtbar gewordene Geist der chinesischen Kultur, der vier Jahrtausende — weiter reicht ja die Quellenforschung nicht zurück — allen Angriffen und Stürmen fremder Einflüsse im innersten Kern standgehalten hat, und der gegenwärtig sich mit dem europäischen Geist auseinandersetzt.

Zwar lassen sich nicht Gesetze oder sonstige aus dem Volkscharakter oder der Volksreligion geborene Institu-

tionen und Lebensformen auf ein anderes Volk übertragen zum Zwecke der religiös-sittlichen Erneuerung oder der harmonischen Überbrückung offenbar gewordener Gegensätze; wohl aber läßt sich erkennen und erlernen, was für staatserhaltende und lebenerhöhende Kräfte in einem anderen Volke schlummern. Und es ist die nächste Frage dann, läßt sich etwas übernehmen zur organischen Weiterentwicklung des eignen Staats- und Volkslebens, etwas anpassen, angleichen, daß Altes, Morsches sich dadurch reorganisiere? Vergessen wir nie, alles Lebende unterliegt dem Gesetz des organischen Werdens und Vergehens. In der Gleichung des Lebensprozesses der einzelnen Völker, ihres Blühens und Verwelkens, ist die Funktion der Dekomposition verschieden bei den einzelnen Rassen, je nach dem Temperament der Charaktere der Einzelnen. Diese Überlegung sollte jeden unreifen Erneuerer und beflissenen Eklektiker vor der übereilten Verquickung von Orient und Occident warnen, vor neubuddhistischen Zwitterformen, die zur zwiefachen Karikatur werden, aber auch vor europäisierten Orientalen, die nicht weniger wurzellos zwischen den beiden Hemisphären hin- und herpendeln. Wir aber wollen besonders die lebenerhaltenden Kräfte der chinesischen Kultur einer näheren Betrachtung unterziehen. Und wenn wir ähnliche Charaktereigenschaften im eigenen Volke finden, die nur zur Zeit durch Fremdes, Volksfeindliches verschüttet worden sind, so sollen wir zur Erkenntnis kommen, daß wir sie nur zu entwickeln, aber nicht zu importieren haben. Fern liegt mir, die chinesische Kultur wegen des langen Bestandes von Jahrtausenden etwa höher einzuschätzen als unsere westlichen, aber ebensofern jener Europäer-Hochmut, der

vor dem Krieg seine widerlichsten Blüten getrieben. Jede Kultur ist das sichtbar gewordene Zeichen des Kampfes der Seelen eines Volkes mit dem Ausdrucksmittel der Materie, und in jeder Kultur ist ein anderer Niederschlag des Göttlichen zu finden.

1. Naturphilosophie.

In jeder der großen Kulturen finden sich die Gegenpole der allgemeinen Weltbetrachtung — die künstlerisch-intuitive und die wissenschaftlich-schematisierende, die synthetische und die analytische. Die Weltanschauung der großen führenden Persönlichkeiten ist ebenso abhängig von ihrer Charakteranlage wie dem sozialen Ursprungsmilieu. Immer wiederholt sich der Gegensatz zwischen Apollo und Dionysos, zwischen Platon und Aristoteles, zwischen der Stoa und Epikur, Sparta und Athen, zwischen Weimar und Potsdam; nur jedesmal mit dem verschiedenen, sich nie wiederholenden Einschlag des Volkscharakters; denn es gibt wohl Analogien, aber keine Duplizitäten in der Weltgeschichte. So ist auch der Unterschied in China ein einzigartiger, typischer: Konfuzius und Lao-tse, oder mit den beiden charakteristischen Formeln ihrer Philosophie benannt: Li und Tao. Li bedeutet Lebensregeln, Zeremonien jeder Art, Tao ist der Gang, der Lauf der Natur in ihrem ewig sich wiederholenden Jahreszeitenkampf. Lao-tse ist spekulativ, Mystiker, und sieht mit erhabenem Lächeln auf die wesenlose Geschäftigkeit in der pünktlichen und strikten Erfüllung der tausend Zeremonien herab, die das Dasein des Chinesen wie ein feinmaschiges

Gewebe engen, die das Ideal der durchschnittsguten Tugendhaftigkeit mit dem bescheidenen Maß von Glück und Lust bilden. Jene Zeremonien aber in ihrer minutiösen Filigranausführung sind der gewaltige Bau des Konfuzianismus, sind das Mittel für den Herrscher zur Regierung, für die Beamtenschaft zur Verwaltung, für die Familie zur harmonischen Gestaltung des Verhältnisses der Einzelnen im Stammleben.

Der äußere Widerspruch zwischen Konfuzianern und Taoisten und die Gegensätzlichkeit in ihrer Weltanschauung dient aber analog anderen Kulturen einer größeren umfassenden Einheit, ist nur Ausfluß einer höheren Wirklichkeit, die im Keime schon die Anlage zum Zwiespalt trägt. Und diese höhere Einheit ist die ursprüngliche, der gesamten, auch gegenwärtigen Kultur als Grundlage dienende Naturphilosophie, die ihren Ausgang nimmt von der Beobachtung des Weltalls, des Universums. Dafür hat der Sinologe de Groot den Begriff „Universismus" geprägt.[1]) Erst mit Hilfe der Kenntnis dieser allumfassenden Naturphilosophie gelingt es, durch die vielgestaltige und leichtbewegliche Oberfläche der äußeren Erscheinung bis auf den Grund des auf den ersten Blick so rätselhaft erscheinenden chinesischen Charakters zu schauen.

Stellen wir zunächst die Grundthesen dieser physisch-metaphysischen Weltanschauung zusammen, die sich in den verschiedensten Schriften der taoistischen Philosophen zer-

[1]) J. J. M. de Groot: Universismus. Die Grundlage der Religion und Ethik, des Staatswesens und der Wissenschaften Chinas. Berlin, G. Reimer 1918. Diesem Werk sind viele Zitate entlehnt, die Vf. vor Jahren mit Prof. de Groot übersetzt hat.

streut finden; denn das sei noch vorausgeschickt, die alten chinesischen Schriftsteller waren mehr Improvisatoren, mehr philosophische Künstler als reine Logiker, die ihr Weltsystem streng, Gedanke für Gedanke, entwickeln. Erst die philosophisch-historisch-philologische Forschung der europäischen Sinologie muß die verstreuten Sätze aus den verschiedenen Werken der verschiedenen Schriftsteller und der verschiedensten Zeit in ein System bringen und es rekonstruierend organisch entwickeln nach der Erkenntnis des historischen Werdeganges.

Den Ausgangspunkt bildet der Begriff „Tao", Weg des Weltalls. Es ist der ewig sich wiederholende Kampf in dem Entstehen und Vergehen der jährlichen Schöpfungen der Natur; ein Kampf, der bedingt ist durch die zwei Weltprinzipien Jang und Jin, die männliche und die weibliche Weltseele, das alles erschaffende ewige Weltodempaar. Jang, das männliche, identifiziert mit der männlichen Urkraft der Sonne, ist das erzeugende Element; Jin, das weibliche, gleichgesetzt mit der Dunkelheit, ist das befruchtete und gebärende, gleichzeitig aber auch das tötende. Angewandt auf das dem Chinesen des Altertums bekannte Weltsystem, war die Sonne das t'ai-jang, das allergrößte männliche, der Mond, das t'ai-jin, das allergrößte weibliche Element; der zeugende Himmel war Jang, die befruchtete Erde Jin. Beide, Jang und Jin, aber sind hervorgegangen aus dem Universum, dem Tao, das vor der Geburt der beiden ein Chaos bildete.

Die Frage nach dem Ursprung, nach der schöpferischen Kraft, die erst die beiden Weltprinzipien hervorgebracht, beantwortet das Ji-king, das Buch der Wandlungen, das man fast die taoistische Bibel nennen möchte. Es ist voll

abstrusen Mystizismus neben klaren, verblüffend tiefen naturphilosophischen Erkenntnissen. Dort findet sich die Erklärung: Das T'ai-Ki, „der allerhöchste Gipfelpunkt", hat das Chaos zur Spaltung gebracht. Und dieses mysteriöse T'ai-Ki wird klar definiert in den folgenden interessanten Worten: „Es ist das allergrößte Gesetz, welches das Weltall regiert, das stofflose Prinzip, das die beiden materiellen Prinzipien Jang und Jin bewegt, durch deren Vereinigung alle Wesen entstehen." Difficile est contentionem non facere! Denn unwillkürlich steigt in unserer Erinnerung der aristotelische Begriff des *πρῶτον κινοῦν* auf, des ersten, unbewegten Bewegers. Aber vor nichts ist mehr zu warnen als vor etwaigen Kombinationen der Art. Letzten Endes lassen sich solche termini technici philosophiae, die ausschließlich das Gepräge einer durch Volkscharakter und Rasseeigentümlichkeit bedingten Denkrichtung und Vorstellung tragen, gar nicht übersetzen. Vielfach findet man in europäischen Übertragungen das Wort Tao mit dem heraklitischen *λόγος* oder gar mit unserem Gottesbegriff identifiziert. Es sei hier scharf betont, daß dem Chinesen die Anschauung eines persönlichen Gottes fehlt. [2])

Alles im Weltall ist nun entstanden aus der Wechselwirkung der beiden Weltseelen, auch der Mensch. Er ist der Mikrokosmos im Makrokosmos, und der Grundsatz seines Lebens ist: die Natur in allem als Vorbild zu

---

[2]) Weshalb die Übersetzung dieses Begriffes den protestantischen und katholischen Missionaren große Schwierigkeiten bereitete; die beste ist noch die katholische mit t'ien-tschu, „der Herr des Himmels".

nehmen, im Einklang mit der Natur zu leben. Nur so kann das Dasein einen harmonischen Verlauf nehmen. Das ist ja einer jener Menschheitsgedanken, der in der ganzen Welt den Naturphilosophien zugrunde liegt. Wir Europäer kennen die Gedankengänge fast in demselben Wortlaut aus der Stoa, wo die Weltharmonie die Grundlage der Ethik und Physik ist und als oberstes Gesetz der menschlichen Handlungen die Abhängigkeit von der Vernünftigkeit und Gesetzmäßigkeit der allgemeinen Natur gilt, daher der Menschen höchstes Ziel: die Anpassung des eigenen kleinen Lebens an das Weltgesetz, ἀκολούθως τῇ φύσει ζῆν, leben in Übereinstimmung mit der Natur. Ebenso beginnt das berühmte Werk des taoistischen Philosophen Lao-tse, das Tao te' King, „das Buch von den Segnungen des Tao" mit dem Satze: „tao k'o tao, fei tsch'ang tao", „im Tao sollst du wandeln, es ist kein gewöhnlicher Weg".

So ist denn die erste Pflicht Beobachtung der Natur. Die Erkenntnisse selbst aber wiederum sind nur Mittel zum Zweck der universistischen Nutzanwendung für das allgemeine Leben. Auf diese Weise entstand die Astronomie wegen der Astrologie, der Kalender wegen der Chronomantik, die einfache Naturkunde wegen der Geomantik. Schließlich entwickelte sich eine Mantik des gesamten Universums mit den Unterteilen der Heilkunde, der Dämonenlehre und Weissagungen für die Zukunft.

Wir wissen, alles ist von Jang und Jing belebt, auch der Mensch. Die Auswirkung der beiden Prinzipien geschieht — und hier verbiegt sich die philosophische Lehre in die fürs Volk faßlichere Karikatur abergläubischer Spekulationen — mittels unzähliger Geister, Schên und Kwei.

Die Schên bewirken die guten lichtvollen Einflüsse des Jang und sind im Volksglauben die guten Geister; die Kwei aber bringen das Böse, das Dunkle, das Jin zur Wirkung und gelten als die Gespenster, die dem Menschen Schaden zufügen, ihm Krankheit, Unglück und Tod bringen. Da nun jeder Mensch bei der Geburt eine Jang- und Jin-Seele mitbekommt, die während der Lebensdauer in ihm vereinigt bleiben, so ist es notwendig, daß der Mensch das Gute, das Lichte, die Jang-Seele in sich zur Entfaltung bringe und alles Dunkle, Böse, alle Jin-Einflüsse beseitige. Wie das zu tun, das eigentlich ist der gesamte Inhalt der praktischen chinesischen Naturphilosophie.

Mit allem, was im Weltall existiert, muß der Mensch in Harmonie leben; denn alles steht in gegenseitiger Wechselwirkung. So entsteht der Satz von der Harmonie zwischen den „san-ts'ai", den drei Mächten: Himmel, Erde und Mensch. Die vier Eigenschaften des Himmels sind die vier Kardinaltugenden für den Menschen: schöpferisch, alldurchdringend, freigebig und unerschütterlich. Der Grundcharakter der Natur aber ist unparteiische, selbstlose Güte, und alles, was sie hervorbringt, ist gut, darum ist auch der Mensch von Natur aus gut. Das Böse im Menschen ist nur die Einwirkung der Kwei, der finsteren Jin-Elemente.

Das Wissen, tschi, um diese Tugenden und das Wesen der Anpassung aller menschlichen Arbeiten an das Vorbild der Natur, ergibt das žên-tao,[3]) das Tao der Menschheit. So finden wir die Dreiheit: das t'ien-tao, das Tao

[3]) ž ist wie französisch j zu sprechen in journal.

des Himmels, das ti-tao, oder Tao der Erde, und das Žên-tao, oder das menschliche Tao. Die Lehre von der Harmonie dieser san-ts'ai, drei Mächte, ist die Quintessenz der gesamten Moral, der Staatslehre wie Staatsreligion und des Lebens der Einzelnen im Stammesverband.

Aus den vier höchsten Eigenschaften des Himmels resultieren die vier menschlichen Haupttugenden: Žên Menschenliebe, Li Lebensregeln, gute Lebensform, J Lebenspflichten und Tschi Wissen. In späterer Zeit hat der Philosoph Meng-tse, latinisiert Mencius, 372—289, der Altmeister der konfuzianischen Schule, noch eine fünfte Tugend hinzugefügt: Hsin, Treu und Glauben.

An dieser Stelle sei die Frage nach der Trennung des ursprünglichen Universismus in Taoismus und Konfuzianismus aufgeworfen. Der Begriff der vierten Tugend Tschi wird von Konfuzius und seiner Schule als „Wissen" gedeutet, während die taoistischen Philosophen ihn viel weiter fassen und mit „Bewußtsein", „Gefühl" übersetzen. Den Konfuzianern ist das Wissen um die Gesetze des Weltalls die erste Bedingung für das richtige Verhalten des Menschen dem Tao gegenüber; die Taoisten aber behaupten, es bedeute „Fühlen", und da die Natur unempfindlich ist, verlangen sie sogar das „tjü-Tschi", Wegwerfen des Gefühls, was die Konfuzianer nun ihrerseits als Angriffsmittel gegen die Taoisten benutzen in ihrer Konfuzianer-Übersetzung von: Wegwerfen des Wissens. Doch mit diesem Problem treten wir schon in den Kreis unserer zweiten Betrachtung von der Staatslehre und Staatsreligion.

2. Staatslehre und Staatsreligion.

Allgemein bekannt ist, daß sich im Orient die Religion von der Lebensweise des Einzelnen wie der Allgemeinheit nicht trennen läßt. Religion, in welcher Form auch immer, ist hier integrierender Bestandteil des menschlichen Lebens, gibt ihm Farbe, Richtung, Sinn. So auch in China. Und wie das für das Volk und die einzelnen Individuen gilt, so auch für den Staat. Fast unmerklich ist der Übergang von der Volksreligion zur Staatsreligion, die, weiter sich ausbauend, zu einer grandiosen Staatslehre geworden ist. Alle Gedanken darin aber sind eine gradlinige Entwicklung aus den Grundideen der Naturphilosophie: Beobachtung der Natur mit ihren regelmäßigen Erscheinungen und den Abweichungen zur Erkenntnis ihrer Gesetze und der Norm des menschlichen Lebens, das nur in Anpassung an diese Gesetze einen glücklichen Verlauf nehmen kann. Auf Grund dieser Voraussetzung der als Ziel zu erstrebenden Harmonie zwischen dem menschlichen Tao und den beiden anderen von Himmel und Erde atmet die ganze Religion noch die warme Nähe der Natur. Frisch pulsierendes rotes Blut ist darin, die Seelen des Volkes mit all ihrer Hoffnung und Furcht, mit ihrem Glück und Unglück haben diese Religion geschaffen, wie alle Naturreligionen. Aber in China hat nicht das Hirn gelehrter Männer dieses Ursprüngliche, Uranfängliche in den Herzen der Leute aus dem Volke vertilgt, dort hat die Gelehrsamkeit kein künstliches Gebilde dogmatischer Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien aufgerichtet, sondern im Gegenteil die Volksanschauung übernommen und sie zur Staatsreligion ausgebaut. Denn es gibt nur eine wahre ortho-

doxe Lehre, die vom Tao, weil es nur ein Weltall gibt. So ist der Weg gezeichnet und jede andere Lehre galt den Chinesen als Heterodoxie, als ketzerischer Frevel, der staatsfeindlich war und ausgerottet werden mußte.

Wir wissen, die Lehre des Universismus umfaßt das gesamte Leben des Chinesenvolkes in seelischer, geistiger wie auch materieller Beziehung. Sie beherrscht das private wie das öffentliche Leben, regelt das Verhalten des Einzelnen zu Himmel und Erde, zu den übermenschlichen Schicksalsmächten wie zu seiner Umgebung in der Familie und seinen Mitmenschen, sie bestimmt den Verkehr mit den Göttern und dem Kaiser samt seinem zahlreichen Beamtentum. Und dieser Universismus ist bedingt durch die große und einzige Zwecksetzung: aus Beobachtung, Deutung und Nachahmung der Natur, Regierung und Volk der wohltätigen Einflüsse der Natur teilhaftig werden zu lassen zum ewigen Bestande beider im Kampfe gegen die Übermacht der finsteren Einflüsse der Jin-Elementarkraft.

Die drei Mächte, Himmel, Erde und Mensch, stehen aber in ewiger Wechselwirkung zueinander. Unordnung oder Verwirrung im menschlichen Tao ruft unweigerlich Störungen im Tao von Himmel und Erde hervor, die sich in außergewöhnlichen Naturerscheinungen offenbaren, wie besonders in Sonnen- und Mondfinsternissen, Kometen, Erdbeben, Überschwemmung, lang anhaltender Dürre, Orkanen, Heuschreckenplagen, Pest oder grauenerregenden Mißgeburten.

Da erhebt sich die doppelte Frage: Wer ist dazu berufen, der Menschheit Lehrer und Führer zu sein auf dem beschwerlichen Weg der Anpassung an das Tao von Himmel und Erde, und wie soll die Harmonie unter den

san-tsʼai, den drei Mächten, aufrechterhalten werden zur Vermeidung aller möglichen Katastrophen, die den Menschen in seiner ohnmächtigen Kleinheit schrecken und mit Vernichtung bedrohen?

Als Führer im menschlichen Tao gilt der Heilige, der Herrscher. So sagt schon das klassische Schu-king, das Buch der Geschichte, im zweiten Teil über den mythischen Kaiser Schun, der angeblich 2317—2208 gelebt hat: „Weil seine verborgenen Tugenden droben sich kundgaben, darum wurde er mit dem Throne beauftragt. Er erfüllte selbst die fünf Grundpflichten, und darum konnten diese auch von anderen befolgt werden." — Denselben Schun lobt Konfuzius in seinem Buche Tschung-jung (Kap. 17): „Seine Tugenden machten ihn zu einem Heiligen, und er ward deshalb der Ehre würdig, Sohn des Himmels zu sein. Wegen seiner höchsten Tugenden mußten ihm Thron, Glück, Ruhm und lange Lebensdauer zuteil werden. Also soll derjenige, welcher die höchsten Tugenden besitzt, der Vollmacht des Himmels teilhaftig werden."

Daraus läßt sich entnehmen: Die Grundbedingung für den Herrscher ist das Höchstmaß der Tugend, das ihn zum Heiligen, zum schêng-zên, macht, wodurch er wert wird, Sohn des Himmels, tʼien-tse, zu sein.

Erst das völlige Durchdrungensein von der höchsten Tugend macht ihn reif für den Auftrag des Himmels, tʼieng-ming, für die Regierung.[4]) Solches erfahren wir

---

[4]) Oftmals hat man darin eine Parallele finden wollen zu dem europäischen Begriff „Kaiser von Gottes Gnaden", ein durchaus unmöglicher Vergleich, da der Chinese nicht die Vorstellung eines persönlichen Gottes hat.

auch aus dem Munde des Ratgebers Ji, der zu seinem Herrscher Jü, dem Stifter der Hsia-Dynastie im 23. vorchristlichen Jahrhundert sagt: „Deine Tugenden, o Kaiser, wirkten überallhin, du warst dadurch heilig, du warst göttlich und also den Militär- und Zivilaufgaben gewachsen."

Worin besteht nun aber dieses Höchstmaß der Tugend? Es läßt sich mit einem Satz darauf antworten: in der völligen, restlosen Angleichung an das Tao des Himmels mittels beständiger Höherentwicklung der Jang-Seele, des Shên in der eigenen Person bis zur endgültigen Erreichung der Heiligkeit und Göttlichkeit des himmlischen Tao's. Und wie ist das zu erreichen? Darüber hat der chinesische Grüblergeist seit Anbeginn gesonnen, und die Weisheit von unzähligen Geschlechtern hat sich schließlich in der klassischen und taoistischen Literatur kristallisiert.

Die Natur in ihrem ewigen Kreislauf, mit ihrem unabänderlichen Jahreszeitenkampf von Jang und Jin, die Natur mit ihrer Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, in ihrer ewigen Schweigsamkeit und Stille, in ihrer Spontaneität des Geschehens, die soll der Mensch als Vorbild nehmen für sein eigenes kleines Handeln, das still und spontan vor sich gehen soll, also unbewußt nur den Gesetzen des Tao folgend, gehorsam der Forderung des Wu-Wei passiv, allen gerecht werdend, wie der Himmel allen Menschen gerecht wird, der ihnen ohne Ansehen der Person die Reichtümer der Schöpfung zukommen läßt.

Wer so handelt, der hat nach dem Ji-king, der taoistischen Bibel, das Tao durch Nachahmung der Natur ganz gewonnen, der ist göttlich geworden. Das gilt für jeden Menschen, das gilt erst recht für den Herrscher.

In eben dem Ji-king (Anhang t'uan 1) heißt es von dem Heiligen, also dem Herrscher: „Der Heilige betrachtet das schên-Tao des Himmels und die nie fehlende Regelmäßigkeit der vier Jahreszeiten, und er gründet auf diesem schên-Tao seine Lehre, durch die alles unter dem Himmel sich ihm unterwirft.

Der Herrscher ist der Auserwählte des Himmels, ist der himmlische Mandatar; all seine Autorität entleiht er ihm, so steht es in dem berühmten Buche der Riten, dem Li-Ki, und er übt sie aus im Namen des Himmels. Wie der Sohn des Himmels all seine Macht von diesem empfängt, so bekommen alle Beamte des Reiches ihren Auftrag vom Herrscher.

Die größte Pflicht des Herrschers aber ist es, seine Tugenden in eine gute, segenbringende Regierung umzuwandeln mittels der Li, der Zeremonien, die, wie Konfuzius sagt, unmittelbar vom Himmel und dem Weltall herstammen.

Diese auch in Europa so bekannten Li sind die Lebensregeln, die das Verhalten des Menschen zum Mitmenschen, zu Familie, zu Gesellschaft und Staat unabänderlich bestimmen. Kein Staat kann ohne Li existieren, denn er geriete in Disharmonie zum Gang der Natur und müßte zugrunde gehen. So wird die Naturphilosophie zur Staatslehre. Der Gedanke ist so wichtig, daß er hier das wörtliche Zitat eines klassischen Belegs rechtfertigt. Überdies wirft er ein helles Licht auf die Stellung des Konfuzius zur Lehre vom Tao. Das Buch über die Riten sagt (Kap. Li jün, Anfang): „Konfuzius sprach: Fürwahr, die Li sind es, wodurch die alten Herrscher das Tao des Himmels in Empfang nehmen konnten, um über die Leidenschaften

der Menschen zu regieren. Darum, wer die Li verliert, der muß sterben, wer sie aber erworben hat, der wird leben. ... Das kommt aber daher, weil die Li im Himmel wurzeln, sich über die Erde verbreiten, sich auf böse und gute Geister verteilen und sich auf Totentrauer und Opfer, auf Bogenschießen und Wagenlenken, auf Audienzen und den Empfang von Gesandtschaften erstrecken. Darum nimmt der Heilige (= Herrscher) die Li und tut sie der Welt kund. Dann vermag sein Haus, das über alles unter dem Himmel herrscht, die Welt in Ordnung zu halten."

Die fundamentale Wichtigkeit der Riten und die verhängnisvollen Folgen ihrer Nichtbeachtung schildert dasselbe Li-Ki (Kap. 14) wörtlich: „Deshalb ist die richtige Deutung der Li der Menschheit höchster Grundsatz. Die Li sind das Hauptprinzip, durch das den Lebenden Erhaltung, den Toten Bestattung, den Geistern und Göttern Verehrung zuteil wird, sie sind die große Bresche zum Verständnis des himmlischen Tao und zur Befolgung der menschlichen Natur. Darum darf in der Regierung eines Heiligen (Herrschers) die Erkenntnis der Li keine Grenzen haben. Denn wann auch immer ein Reich vernichtet wurde, ein Herrscherhaus herabsank, ein Volk zugrunde ging, stets war schuld daran, daß man die Li preisgegeben."

So rufen die klassischen Schriften dem Kaiser mahnend seine Pflicht in die Seele. Die Voraussetzung für die Wohlfahrt seiner Untertanen und den Bestand seines Reiches ist, die Wissenschaft der Li zu fördern. Daher ist der Kaiser gezwungen, wenigstens einmal während seiner Regierung im Pekinger Kuo-tse-kien, der Prinzenschule, eine Vorlesung über eine Stelle in den klassischen

Schriften zu halten. Der Kaiser sorgt im allgemeinen für die Pflege des Studiums der klassischen Schriften und muß selbst seine Tugenden durch klassische Studien zur Entfaltung bringen, um höchster Lehrer und Führer der Menschheit sein zu können. Die praktische Unterweisung liegt in den Händen der klassischen Gelehrten und des Mandarinentums.

Die Li sind in den Händen des Kaisers das große Instrument, mit dem er die gesamte Verwaltung ausübt und seiner eigenen Person Frieden gibt. So verlangt es die Pflicht des Herrschers, des Mandatars des Himmels. Aber gleich wie dieser schweigsam ist und regungslos und still und nur spontan alle Veränderungen in der Natur hervorbringt, also soll auch der Herrscher nur spontan herrschen. Le Roi règne et ne gouverne pas! Für die Regierungsgeschäfte hat er seinen Reichsverweser, Tsai-hsiang, und die Minister.

„Das Tao war immer ohne Regung, und nichts ist, was es nicht schuf. Wenn Fürsten und Könige die Regungslosigkeit wahren können, dann vollzieht sich die Entwicklung der zehntausend Wesen von selbst," schreibt der jetzt nach 2½ Jahrtausenden in Deutschland berühmt werdende alte taoistische Philosoph Lao-tse in seinem mystischen oft unübersetzbaren Tao te-King.[5]) Und

---

[5]) Mit dem erwachenden Interesse am fernen Osten hat man auch den alten Lao-tse (geb. 604 a. Chr. n.) aus dem Schutt der Vergessenheit gegraben und würdigt ihn und sein rätselhaft-dunkles Werk durch immer neue Übersetzungen. Leider stammen die meisten nicht von Fachsinologen, sondern sind nur Überarbeitungen europäischer Übertragungen.

ein anderer späterer Taoistenphilosoph Kuan-tse sagt: „Die Herren der Menschheit regieren im Jin (Erde), das Jin ist still, und darum sage ich, daß sie, wenn sie rührig sind und rege, ihren Thron verlieren."

Soweit die Taoisten. Und die Konfuzianer? Hören wir, was Konfuzius selbst im Lun-Jü, den Gesprächen, darüber sagt: „War es nicht Schun, der mit Wu-wei (Passivität) regierte? Wie verfuhr er denn? Er verschaffte sich selbst Ehrfurcht und schaute (vom Throne) genau nach Süden, und das war alles!" Prinzip ist, daß der Wissende schweigsam, unwissend aber der Redende ist, daß der Heilige Wu-wei treibt und spontan handelt. So gleicht er, nach einem Bild des Konfuzius, dem Polarstern, der unbeweglich an seinem Platze steht und deshalb von der Masse der umkreisenden Sterne verehrt wird.

Wie es nun aber nur ein Tao gibt, im Weltall, denn jede andere Lehre gilt als staatsgefährliche, verbrecherische Irrlehre, so gibt es auch auf Erden nur einen Sohn des Himmels, dem mit dem himmlischen Mandat die gesamte Erde als Eigentum übergeben ist. T'ien-tse yo t'ien-hsia. „Der Sohn des Himmels besitzt alles, was unter dem Himmel ist." In den Ratschlägen des Ji, die dieser dem Stifter der Hsia-Dynastie (2205—1766), dem großen Jü, gab, heißt es am Schluß: „Der kaiserliche Himmel nahm es wahr und schenkte dir seine Vollmacht, somit ist jetzt alles, was zwischen den vier Meeren liegt, dein Eigentum, und du bist Herr über alles, was unter dem Himmel ist."

Diese dem Himmel entlehnte Autokratie ist unbeschränkt. Dem Fürsten, der das t'ien-ming empfangen hat, sind „des Himmels Gedanken verliehen". Die Vasallen

aber haben voll Ehrfurcht emporzuschauen zum Sohne des Himmels, von dem sie ihren Rang erhalten haben. Am klarsten aber kommt diese hervorragende Stellung, die der Kaiser unter allen Lebenden einnimmt, in dem staatlich-religiösen Ritual des Opferkultes zum Ausdruck. Der Kaiser, als Sohn des Himmels, hat als einziger das Recht und die Pflicht, diesem als seinem Vater und der Erde als seiner Mutter zu opfern.

So offenbart sich uns der Kern der chinesischen Staatslehre in dem Dogma von der cäsaropapistischen Universalmonarchie. Das chinesische Reich ist theoretisch ein unbegrenzter Weltstaat, sein Herrscher gleichzeitig der Pontifex maximus, der die Brücke bildet zwischen der gesamten Menschheit und dem Tao des Himmels und der Erde. Auf Grund dieser Anschauung waren die Herrscher aller anderen Staaten, und seien es auch die mächtigsten und gewaltigsten Europas, für den Kaiser von China nichts anderes als Vasallen, die zu Tributsendungen verpflichtet waren. Und so sind denn auch alle Geschenke der fremden Nationen immer nur als pflichtgemäßer Tribut angesehen worden, was man in Europa jedoch fast immer vergaß. Der chinesische Kaiser ist der unbeschränkte Herrscher und Besitzer des gesamten Universums. Leben, Hab und Gut aller Untertanen, und das ist theoretisch die ganze Menschheit, gehört ihm; er kann es ihnen nehmen, wenn er will, wenn er es braucht. So entstanden im Laufe der Generationen durch Fronarbeiten die unzähligen Tempel, Paläste, Altäre, Grabmonumente, Mauern und Wälle. Weltbekannt geworden ist ja die sogenannte „große Mauer", eigentlich die „lange Mauer von 10000 li", „wan li tsch'ang tsch'êng", die der berühmte Ts'in Schi Huang-Ti

(259—210), der Begründer der Ts'in-Dynastie, zum Schutz gegen Tatareneinfälle erbauen ließ, nachdem er als erster ganz China unter seinem mächtigen Szepter geeint hatte.

Um das rechte Maß dafür zu finden, wie hoch der Kaiser über dem Volke steht, um die unendliche Kluft zu ermessen, die den Stellvertreter des Himmels auf Erden von von seinen Untertanen trennt, müssen wir seine Stellung zu den anderen Staatsgöttern betrachten. Wir sahen, der Herrscher ist heilig, göttlich und hat als Sohn des Himmels die Tugend des Hsiao, der kindlichen Unterwerfung unter den Willen der Eltern, zu üben. Es ist also seine Kindespflicht, Himmel und Erde zu opfern. Diese beiden Gottheiten stehen über ihm, alle anderen aber unter ihm; denn der Himmel macht den, welchen er zum Herrscher erwählt, zum „Herrn über die Götter". Und dieser Götter ist Legion; alles wird verehrt: Mond, Sterne, Planeten, Meere, Gebirge, Wind, Wasser; denn alle sind Götter geworden und die Naturreligion ein Polydämonismus.

Dieses in großen Zügen geschilderte autokratische Regime, das seine ganze weltbeherrschende Macht aus dem Born universistischer Weltanschauung schöpft, wird aber gleichzeitig durch eben diese Lehre vor den rigorosesten Härten geschützt. Wie bereits oben erwähnt, steht das Tao des Himmels und der Erde in Wechselwirkung mit dem menschlichen. Ist also in diesem Unordnung entstanden und wirkt das zurück auf Himmel und Erde und verursacht irgendein schreckliches Naturphänomen, so fragt man sich, wo liegt die Schuld? Zweifellos in Ungesetzmäßigkeiten des menschlichen Tao's. Für diese Taowidrigkeiten aber sind in erster Linie des Kaisers persönliche Makel und Fehler verantwortlich zu machen; denn er ist

für die Menschheit verantwortlich, und wenn er sein Tao verloren hat, entzieht ihm der Himmel sein heiliges Mandat und den Titel „Sohn des Himmels". Zeigen sich also unheilverkündende Abweichungen am Himmel, jao Pien, jagt etwa ein Komet, das böse Omen für nahenden Krieg oder Rebellion, oder eine Sonnenfinsternis — der offenkundige Beweis von der Übermacht der bösen Geister des Dunkels, der Kwei des Jin, über die guten des Lichts, die schên des Jang — den Bewohnern des Reiches der Mitte grauenvollen Schrecken ein, so kann die Schuld nur in der Regierung des Kaisers liegen.

Da kam es vor, daß Herrscher sich gänzlich von der Menschheit abschlossen, jeden Verkehr mieden, sich der Musik und Weiber enthielten, ja nach taoistischem Vorbild der alten Heiligen sich schweigend vom staubigen Getriebe der Welt in die Einsamkeit zurückzogen zur seelischen und körperlichen Reinigung. Andere wieder suchten durch Amnestieerlaß des Himmels Menschenliebe sympathisch zu erwecken, oder sie griffen auch gerade zum entgegengesetzten Mittel, und die ganze Beamtenschaft wurde radikal gesäubert.

Noch eine große Tugendlehre aber ist zu erwähnen, die gleicherweise tyrannische Auswüchse der Autokratie zu hindern berufen ist und die sich folgerichtig aus dem Universismus ableitet: Die Lehre von der Naturtugend Schun, Willfährigkeit. Im Ji-king heißt es: „Himmel und Erde bewegen sich mit Willfährigkeit, deshalb geschehen im Laufe von Sonne und Mond keine Fehler, noch Abweichungen im Gange der vier Zeiten. Wenn der Heilige (Herrscher) sich gleichfalls mit Willfährigkeit regt, dann sind seine Strafgesetze lauter, und das Volk unterwirft sich

ihm." Auf den ersten Blick muten diese Sätze fremd an, man glaubt sich in ganz moderne Zeiten versetzt, aber nicht im alten despotischen China zu sein. Lehrt doch diese Forderung nichts Geringeres, als daß der Herrscher dem Volkswillen und der Volksstimmung Rechnung tragen soll. Charakteristisch ist, daß der erste Mandschu-Kaiser (1644) als Regierungsdevise[6]) den Namen Schun-tschi wählte, was „Regierung durch Willfährigkeit" bedeutet. Wenn daher moderne Reformer eine verfassungsrechtliche Neugestaltung Chinas wünschen, so ist das im Grunde durchaus im Einklang mit dem uralten politischen Grundsatz von der Willfährigkeit, der seit jeher von der Regierung anerkannt gewesen ist.

Diese Tugend hat auch stets im chinesischen Leben als politischer Grundsatz eine große Rolle gespielt, insofern als sich das Mandarinentum so wenig wie möglich in die privaten Angelegenheiten des Volkes mischte, diesem vielmehr die größtmögliche Freiheit im sozialen wie privaten Leben zugestand.

Aus all dem geht hervor, daß der „Auftrag des Himmels" nicht irrevokabel ist. Das Li-ki sagt darüber ausdrücklich in dem Kapitel „Ta Hsüe'", die große Lehre: In den Ermahnungen (die Wu-wang dem K'ang-schu gab) heißt es: „das Mandat, das dir übertragen ist, das ist nicht unwiderruflich." So straft nämlich der Himmel eine

[6]) Es sei hier nebenbei bemerkt, daß jeder Kaiser in der Geschichte mit dem symbolischen Namen seiner Regierungsdevise benannt wird. Sein Personenname ist heilig und darf nicht geschrieben werden, weshalb man die betreffenden Zeichen, wenn man sich ihrer bedienen wollte, während die Dynastie noch lebte, entweder ein wenig veränderte oder einfach einen Kreis dafür zeichnete.

Taowidrigkeit im Leben und der Regierung des Herrschers. Helfen dann alle Bußübungen und Extraopfer nichts, wird vielmehr im ganzen Reiche das Bewußtsein wach, daß der Himmel die Dynastie nicht mehr stützt, so tauchen hier und da im Lande Personen auf, die im Besitze des wahren Tao zu sein behaupten. So wurden die Rebellionen alle Jahrhunderte hindurch universistisch erklärt. Der Himmel hat sein Mandat dem regierenden Hause entzogen und sucht unter den zehntausend Wesen nach einem Würdigen. Daher ist es gar nicht nötig, daß die Wahl auf einen Chinesen fällt. Das beweist beispielsweise die Thronbesteigung der Mongolen 1280 und der Mandschuren 1644.

Nach dem gleichen Grundsatz wird das historische Urteil gefällt, der Begründer einer Dynastie war immer der tugendhafteste, der letzte Herrscher jedoch der korrupteste, der taolose.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die beiden größten Opferfeste der Staatsreligion, die der Kaiser selbst leitet an der Spitze der höchsten Würdenträger des Reiches.

Da ist zuerst das Himmelsopfer zu nennen, das am Tage des Wintersolstitiums stattfindet, wo also das Jang, das Licht der Sonne, neu geboren wird. Ein grandioses Opfergelände der t'ien-tan, der Himmelsaltar, dient dieser gewaltigsten aller Naturfestlichkeiten. Es ist ein in der südlichen (weil Jang, das Licht, mit dem Süden korrespondiert) Vorstadt Pekings errichteter Opferplatz, der sogenannte „Runde Hügel“ [7]), der aus drei konzentrischen übereinanderliegenden Kreisschichten erbaut und mit weißen Marmorblöcken belegt ist. Rund ist die Form, weil der Himmel rund gedacht ist,

[7]) vgl. das Titelbild.

und drei Schichten sind es, weil die ungeraden Zahlen die Jang-Zahlen sind. So ist das ganze Ritual, das sich von Mitternacht bis in den Morgen ausdehnt, und aus neun Opferakten besteht, bis in die kleinsten Vorschriften universistisch erklügelt. Auf der obersten Stufe wird dem Himmel geopfert, dann folgen die kaiserlichen Ahnen, zudritt die andern Götter. Dasselbe ist der Fall mit dem Erdopfer, das am Tage des Sommersolstitiums, wo das Jin, die Erde, ihre höchste Schöpferkraft erreicht hat, auf einem im nördlichen Vorstadtgelände belegenen Opferplatz mit zwei quadratischen Schichten übereinander dargebracht wird.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, auf die hochinteressanten Kulte näher einzugehen; für Genaueres sei auf de Groots „Universismus" verwiesen. Erwähnt seien nur noch zwei merkwürdige Opfer: Die uralte Pflugzeremonie des Kaisers, der selber im ersten Frühlingsmonat an der Spitze der Minister und Großwesire drei Furchen hin und zurückpflügt, als Vorbild und Ansporn für den gesamten Ackerbau. Diesem Opfer entspricht im letzten Frühlingsmonat die Maulbeerblätter-Zeremonie der Kaiserin, die als oberste Leiterin der Seidenzucht gilt. All die anderen zahllosen Opfer wie für den Mond, den Jupiter, der infolge seiner zwölfjährigen Umlaufszeit für den Kalender eine große Rolle gespielt hat, für Konfuzius, für die Götter der Heilkunde, den Kriegsgott, den Feuergott usw. müssen hier übergangen werden.

In diesem Rahmen spielte sich bis zum Sturz der Mandschurendynastie 1912 die Staatsreligion ab. Seit dem Jahre wurde das alte Kaiserreich von europäischem Geist überflutet. Doch auf die Veränderungen, die die Invasion gezeitigt, will ich in einem Nachwort kurz eingehen.

3. Familienleben.

Wir kennen jetzt die Lehre vom Tao, wie sie, aus der Naturbeobachtung und -befolgung entstanden, sich zu dem gewaltigen Gebäude der Staatsreligion entwickelt hat, einem Naturkult, der an Großartigkeit und Erhabenheit nicht seines Gleichen auf Erden hat und in seinen Grundideen von genialer Einfachheit ist. Erst wenn Sophistik einsetzt, die durch scheingeniale Taschenspielerkünste ihre eigenen Grundbegriffe hinwegzaubert, die in plumpen Clownsspäßen ihren eigenen Geist verhöhnt und damit ihn überwunden zu haben glaubt, erst wenn eine solche Epoche der inneren Zersetzung die unklaren Hirne der Mittelmäßigen zur Herrschaft bringt, dann erscheinen mit einemmal auch die Grundwahrheiten kompliziert, anfechtbar, ja alldeutig.

Das chinesische Geistesleben kennt diese Entartung nicht; wohl hat es unsinnige Verschrobenheiten aus den Grundideen erklügelt und in dem späteren taoistischen Gespensterglauben eine volksverständliche Form der Naturphilosophie hervorgebracht, die hart an der Grenze des Lächerlichen steht. Doch eine solche Karikatur entsteht immer, wenn höhere Wahrheiten von niedrigen Quacksalbern zu ihren eigenen kleinen egoistischen Zwecken ausgebeutet werden, sie ist aber noch lange kein Zeichen allgemeinen Verfalls, vielmehr eine durchaus normale Erscheinung.

Wir kennen nun also das geistige Gewebe, durch das die chinesischen Seelen mit der materiellen Welt in Verbindung stehen, und wir sahen, wie die politische Welt mit dem Kaiser als Pontifex maximus an der Spitze aus dem besonderen Charakter dieses geistigen Lebens ent-

standen ist. Nun fehlt zur Vervollständigung des Bildes vom chinesischen Wesen aber noch die Welt der Individuen, und diese wurzelt in dem Familienleben, dem Fundament eines jeden Staates.

Zum Verständnis der Bedeutung, die in China das Familienleben spielt, müssen wir uns über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft klar werden. Der prinzipielle Unterschied zwischen der europäischen und ostasiatischen Kultur liegt in der mehr, beziehungsweise weniger entwickelten Erkenntnis des Persönlichkeitsbewußtseins und tritt nirgends so prägnant zutage wie gerade in der Stellung des Einzelnen innerhalb der Familie. Im Occident ist das für sich bestehende abgesonderte Individuum die kleinste Einheit der Gesellschaft, sozusagen das soziale Molekül, in China dagegen die alle einzelnen Glieder überdauernde Familie. Die logische Folge ist mithin, daß Gesetz und Sitte als Ziel in erster Linie Wohl und Schutz der Familie im Auge haben, und daß der Einzelne nur in ihr und durch sie besteht und nur insoweit Wert besitze, als er für den Bestand der Familie nützlich ist.

Hier aber müssen wir erst den Begriff der chinesischen Familie näher bestimmen. Sie entspricht nicht unserer westlichen Institution des rechtlich-moralischen Verhältnisses, das sich allein auf die Eltern und ihre, des Schutzes und Unterhalts bedürfenden Kinder erstreckt, sondern umfaßt den ganzen Stamm, deren Glieder alle denselben Familiennamen tragen, und die unter der Gewalt des jeweilig ältesten männlichen Mitgliedes zusammen wohnen. Insofern ähnelt die chinesische Familie mehr der römischen Großfamilie mit ihrem pater familias an der

Spitze, der die oberste Gewalt im Stamme ausübt. Die chinesische Großfamilie, tsu', bildet aber wiederum nur einen Teil der größeren Einheit des Stammes, tsung, der außer sämtlichen Lebenden auch die Toten umfaßt. Und nach Auffassung des Chinesen leben die Toten weiter im Stamme mit, nehmen Teil an allem, was die lebenden Familienmitglieder angeht, sorgen ebenso für den Bestand und das Gedeihen ihrer Angehörigen wie zu ihren Lebzeiten.

Bedingt ist diese Anschauung durch den Ahnenkult. Wir hatten schon im vorigen Kapitel die große Pflicht der Kinder ihren Eltern gegenüber kennengelernt, die sogenannte Hsiao, die völlige Unterwerfung[8]) unter den Willen der Eltern, ein Verhältnis das der Sklaverei bedeutend näher steht als irgend einer höheren seelischen oder intellektuellen Beziehung. Diese Hsiao-Pflicht ist das Kind den Eltern, und sind diese wiederum den Großeltern schuldig. So äußert sich der patriarchalische Aufbau des gesammten Stammes. An der Spitze aber steht der Älteste, der pater familias, der eine fast unumschränkte Macht über Leben und Tod der einzelnen Familienglieder hat. Er ist im Kleinen der Kaiser über die, welche seinen Familiennamen tragen, und hat über sie eine ähnliche autokratische Gewalt wie jener über das Reich.

---

[8]) Nur das hyperzivilisierte Westeuropa, das jene Gefühlsschwächlinge hervorgebracht hat, die von einem „Zeitalter des Kindes" faselten, konnte diese in seiner Ausführung oft recht barbarische Hsiao-Pflicht mit „Kindlicher Pietät" übersetzen, eine Begriffsverdrehung, die noch immer bis zu den Schulbüchern hinab ihr Unwesen treibt.

Die Entindividualisierung geht sogar soweit, daß der Einzelne theoretisch keinen Besitz haben darf, denn dieser gehört dem Stamm, also allen Lebenden wie Toten. Ganz streng theoretisch genommen hat aber auch der Stamm eigentlich nur das Verwaltungsrecht, denn, wie wir wissen, gehört ja alles, was unter dem Himmel ist, dem Kaiser. In Praxis allerdings läßt sich sehr wohl von dem Reichtum eines bestimmten Stammes reden; aber die einzelnen Personen besitzen außer erhaltenen Geschenken und sonstigen Kleinigkeiten nichts für sich, sie haben nur Teil am Stammesvermögen. Eigener Besitz könnte überdies gar nicht anders beurteilt werden als Hsiaolosigkeit, als frevlerischer Eingriff in die Rechte der anderen lebenden und toten Stammesgenossen, ja sogar als Diebstahl.

Der Einfluß der Toten auf die Entscheidungen des pater familias und der älteren männlichen Gewalthaber ist nicht etwa nur ein fiktiver, nur ein in phantastischer Theorie vorhandener, er ist oft von weittragender Bedeutung. Jedes Haus hat seinen Ahnentempel, wo die Seelen der Verstorbenen durch Opfer verehrt und angerufen werden, wo ihnen vor ihren Seelentafeln, die die Namen des Toten tragen, alle Veränderungen innerhalb des Stammes mitgeteilt werden, und wo man sie bei großen stammeswichtigen Entscheidungen um Rat fragt.

Die wichtigsten Veränderungen sind nun Tod, Geburt und Hochzeit, von denen wir uns speziell mit der letzten befassen wollen, da sie der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Stammeslebens ist. Bei dem patriarchalischen Charakter des chinesischen Familienorganismus und Familienrechts ist es nur folgerichtig, daß diese

entscheidendste aller Handlungen von den Erfahrensten geleitet wird.

Einziger Zweck der Heirat ist Fortsetzung des Stammes in der geraden Linie, ist doch das Ideal des Chinesen die neun Generationen zu erleben: die Ururgroßeltern bis zu den Ururenkeln, und sein größtes Unglück, ohne männliche Erben zu sterben. Wie wäre es da überhaupt denkbar, daß junge unreife Menschen in dieser für das Bestehen des ganzen Stammes wichtigsten Handlung nach eigenem Ermessen verführen? Das erste Prinzip für das Verhältnis der Kinder und heranreifenden jungen Leute zur Großfamilie ist die Erfüllung der ehernen Pflicht des Hsiao, die den freien Willen der Unmündigen in jeder Hinsicht sozusagen aufhebt.

So ergibt sich denn als erste Grundlage der chinesischen Ehe das Patriarchat. Diese Institution beherrscht das gesamte Familienrecht, also die Gesamtheit der Normen, die zur Ordnung der aus der Ehe, der Verwandtschaft und der Vormundschaft entspringenden familienrechtlichen Beziehungen. Daraus erklärt sich ohne weiteres, daß, während sich bei uns die elterliche Gewalt auf der Schutzbedürftigkeit der Kinder aufbaut und so durch diese inhaltlich und zeitlich beschränkt ist, der Sohn in China, auch wenn er verheiratet ist, doch noch unter der väterlichen Gewalt bleibt. Die Tochter tritt mit ihrer Verheiratung in das Haus und unter die Gewalt ihrer Schwiegereltern.

Als zweite Bedingung für die Rechtsgültigkeit der Ehe besteht die ausnahmslose Vorschrift der Exogamie, das heißt jenes weitverbreiteten Gesetzes, das die Heirat zwischen Personen desselben Stammnamens verbietet und

dafür fordert, daß Bräutigam und Braut einen verschiedenen Familiennamen führen. Mit der Verheiratung erhält dann die Braut den Hsing, den Familiennamen ihres Gatten und tritt in seinen Stammesverband über, wodurch sie alle Pflichten, wie die des Gehorsams den Schwiegereltern gegenüber und der Ahnenverehrung, wie auch die Rechte der Gattin übernimmt.

Mit der Voraussetzung des Patriarchats und der Exogamie ist aber der Begriff der chinesischen Ehe noch nicht erschöpft. Ein dritter und letzter, von den meisten Ethnographen vernachlässigter, aber deshalb durchaus nicht unwichtigerer Punkt kommt als gesetzliche Grundlage der Heirat in Betracht: die Aufsetzung eines Ehekontraktes mit Hilfe des Ehevermittlers und die Festsetzung des Kaufpreises für die Braut.

Damit ist der eigentliche Charakter der Heirat gegeben: sie ist ein kontraktlich geregelter Kauf[9]), abgeschlossen auf Grund vorhergegangener sorgfältigster Nachforschungen und Verhandlungen zwischen den „tschuhun-zen", d. h. den Machthabern der Ehe, nämlich den Eltern des Bräutigams und denen der Braut, mit Hilfe des Heiratsvermittlers. Mit dem Aufsetzen dieses Kontraktes, der die Kaufsumme sowie alle besonders wichtigen Daten über die Person und alle ihre Namen und Titel enthält, gilt die Ehe als geschlossen. Daher läßt sich diese definitive Handlung rechtlich nicht unserer Ver-

[9]) Trotz aller gegenteiligen Behauptungen europäisierter Jungchinesen, die nicht gerne ungalant oder gar barbarisch erscheinen wollen! Ihre europäische Frau jedoch gilt auch ihnen nur als Nebenfrau!

lobung gleichstellen, da aus dieser bei uns ja keineswegs irgendein gesetzlicher Anspruch auf Heirat erwächst.

Daß die Verehelichung auch von dem chinesischen Gesetzgeber genau nicht anders angesehen, beurteilt und geregelt wird, geht ganz unzweideutig aus dem ersten grundlegenden Gesetz über die Heirat hervor, das hier zur Veranschaulichung in wortgetreuer Übersetzung folgen möge[10]): „Bevor für einen jungen Mann und ein Mädchen die Hochzeit festgesetzt wird, muß unter allen Umständen beiden Familien klar und deutlich bekannt gegeben werden, ob etwa Gebrechen, unheilbare oder sonstige Krankheiten vorhanden sind, wie alt die beiden Personen sind, ob von einer Nebenfrau geboren, ob einfach adoptiert aus einer Familie desselben Stammes oder als Findling mit verschiedenem Familiennamen.

Dann kann jede Partei ihren Wünschen gemäß handeln. Wird die Heirat nun nicht gewünscht, so hören die Unterhandlungen auf; wird sie wohl gewünscht, so wird gemeinsam mit einem Vermittler der Ehekontrakt aufgesetzt, und den Li (Riten) gemäß finden die Unterhandlungen betreffs des Kaufpreises und der Überführung der Braut ins Haus des Bräutigams statt." —

In diesem kurzen, aber inhaltsreichen Gesetz ist mit zwei Sätzen die ganze Grundlage gegeben. Bei näherer Analyse werden wir jedoch mehr „zwischen den Zeichen"

---

[10]) So der Wortlaut des Mandschu-Gesetzes. Bemerkenswert ist, daß die modernen Gesetze in bezug auf Inhalt und Sprache fast ganz mit den ältesten, aus der T'ang-Zeit (618—907) überlieferten übereinstimmen; verdingert ist nur die moderne Anzahl der Stockhiebe. Die Ausführungsbestimmungen unterliegen dynastischen Änderungen.

finden, was, weil für den Chinesen selbstverständlich, gar nicht ausgedrückt ist. In erster Linie ist es die Tatsache, daß die beiden Ehekandidaten gar nichts bei der nach unseren Begriffen sie doch am meisten angehenden Frage mitzusprechen haben. Die Heirat ist Angelegenheit des Stammes, die jungen Leute werden verheiratet; meistens kennen sie sich überhaupt nicht, und viele sehen sich am Hochzeitstage zum erstenmal in ihrem Leben. Wenn die Hochzeit so gleichsam nur als Funktion des Stammeslebens, wenn auch als wichtigste, angesehen wird, da nimmt es nicht wunder, daß der persönliche Geschmack oder ein Herzenswunsch der Braut oder des Bräutigams keinen Einfluß auf die Entscheidung der Eltern ausübt. Auf kindliche, unreife Neigungen und Sehnsüchte pflegen chinesische Eltern in der gewichtigsten Familiensache nicht zu hören. Ahnenverehrung und Fortsetzung des Stammes ist etwas Reelleres als Neigung und Liebe. Nach der chinesischen Auffassung hat eben die Ehe keinen anderen, durch irgendwelche intellektuellen oder seelischen Gründe beeinträchtigten Zweck als jenen elementaren, uranfänglichen: den Stamm in der geraden Linie fortzusetzen. So erklärt sich auch, daß im Gesetz ein so großes Gewicht auf die Frage nach dem etwaigen Vorhandensein von Gebrechen oder ansteckenden Krankheiten gelegt wird[11]). Vor allem ist körperliche Gesundheit und Kraft der Frau Erfordernis, anderenfalls die Vorunterhandlungen abgebrochen werden. Wenn in die-

[11]) Man vergegenwärtige sich, wieweit man in dieser Frage in Europa gelangt ist mit all seiner Modernität und „Kultur"!

sem Punkte absichtlich, böswillig falsche Angaben gemacht werden, so müssen von der betreffenden Familie Brautgeld und Geschenke zurückgezahlt werden, und man erhält eine bestimmte Portion Bambuhiebe[12]).

So sehen wir also, wie die Heiratsfrage, die in unserem individualistischen Occident so außerordentlich viele Komplikationen in allen möglichen Variationen hervorruft, in China auf die einfachste, aber auch gewaltsamste Weise durch die sogenannten tschu-hun-zên, die Machthaber der Ehe, gelöst wird. Hat der junge Gatte dann noch spezielle Neigungen und Geld genug, so kann er sich auch Nebenfrauen kaufen so viel er bezahlen kann. Die Frage der Polygamie ist aber bei der allergrößten Mehrheit der Chinesen überhaupt untergeordneter Bedeutung, zwei Frauen zu unterhalten ist auch in China nicht gerade das billigste Vergnügen.

Beiläufig sei nur bemerkt, daß die bis in die Urzeit zurückreichende Sitte der Ehevermittlung etwas durchaus Ehrenhaftes ist ohne den geringsten Beigeschmack wie etwa bei uns.

Nun müssen wir aber auch die allgemeine Lage der Frau im Stammleben betrachten, ihre Bedeutung und Beurteilung, ihre Pflichten und ihre Rechte. Dieses Ka-

---

[12]) Allbekannt ist der Satz, daß China durch den Bambu regiert wird. Bis zu 40 Schlägen werden sie mit dem kleinen, darüber bis zu 100 mit dem großen Stock appliziert. Diese Strafe, gerecht angewendet, hat eine nachhaltigere und eindringlichere Wirkung als bloßes „Sitzen und Gefüttertwerden", eine Erkenntnis, die ruhig in manches verweichlichte hyperzivilisierte europäische Land importiert werden könnte.

pitel berührt ja jeder Globetrotter, der sich in Wort und Schrift über seine Eindrücke im „Lande der Mitte" in mehr oder weniger dilettantischer Form ausgelassen hat; die einen bedauern die jammervolle und unglückliche Position der Frauen, die ihr Leben lang auf verkrüppelten Füßen einhertrippeln müssen und unter dem Szepter der bösen Schwiegermutter fronen; die anderen wiederum sind erstaunt über die den Frauen zu ihrem Schutze vom Gesetzgeber zuerkannten Rechte. Beide Ansichten sind einseitig und geben nicht das Gesamtbild, sie urteilen subjektiv. Und ob die chinesischen Frauen glücklich sind oder nicht, ist ebenso persönlich bedingt wie im Westen. Überdies ist das eine recht heikle Frage, die nach dem persönlichen Glücksgefühl, verstehen doch meistens alle etwas anderes darunter! Die objektive Forschung kann nur auf die soziale Stellung der Frau, auf ihre rechtliche, natürliche und moralphilosophisch beurteilte Position innerhalb der Gesellschaft eingehen; die psychologische Untersuchung des einzelnen Individuums mit bezug auf sein Glück oder Unglück im sozialen Leben fällt völlig außerhalb unseres Rahmens[13]). So wollen wir uns zunächst die allgemeine Stellung des chinesischen Weibes innerhalb ihres Volkes überhaupt klar machen, und dazu müssen wir auf den Ausgangsgedanken zurückgreifen, wo wir von dem großen

[13]) Schrecklich allerdings ist das Los der Mädchen der allerärmsten Bevölkerungsschicht. Nur hier kommt es vor, daß jene armen Wesen getötet, ausgesetzt oder an Gesellschaften verkauft werden, die sie zu Musikmädchen und Komödiantinnen mit dem Hauptberuf der Prostitution erziehen. Gleiches passiert auch Knaben, die dann Schauspieler und Lustknaben werden. Beides aber sind Ausnahmefälle.

Dualismus im Weltall sprachen, dem alles beherrschenden, alles durchdringenden Weltodempaar des Jang und Jin.

Das Weib gehört zum Jin, dem gebärenden, dunklen, vom Jang befruchteten Element, und demgemäß ist seine Stellung in der Welt. Es hat nur Wert und Bedeutung, so weit es dem Jang, das will also sagen, dem Manne dient, die Ordnung im menschlichen Tao aufrecht zu erhalten, oder, um mit Pythagoras Secundus zu reden, als „hominum procreandorum officina". Das dem Stamme neugeborene Mädchen nennt man oft pei-chsen-huo, „Verlust bringende Ware", so hoch wird sein Wert geschätzt. Erst wenn es heiratsreif geworden, ändert sich das etwas. Wirklichen Wert aber erhält das Weib erst als Mutter, denn dann hat es die ihr von der Natur zugewiesene Rolle übernommen. Und als Mutter genießt das Weib den Kindern gegenüber die Rechte des Mannes mit.

Ein großer Unterschied aber besteht zwischen der Hauptfrau und der Nebenfrau. Während die Hochzeit mit jener unter all den vielen vom „Buch der Riten" und den ungeschriebenen Gesetzen, den fêng-su oder Sitten, vorgeschriebenen Regeln vor sich geht, während die Hauptfrau von den Eltern für den Sohn ausgewählt wird, fällt das alles bei der Ehelichung einer Nebenfrau fort. Was aber in China nicht an ein Ritual geknüpft ist, das hat auch nur geringe Bedeutung. Eine Ausnahme bildet hier, was durchaus logisch ist, der Fall, daß die Hauptfrau kinderlos oder doch wenigstens ohne männlichen Erben bleibt, und daß die im Interesse der geraden Fortsetzung des Stammes geheiratete Concubine einen Sohn gebiert; dann wird die Nebenfrau zur zweiten Hauptfrau, denn sonst würde für den Sohn in der Be-

folgung der Hsiao-Pflicht, die natürlich der leiblichen Mutter gegenüber nicht geringer sein kann als der Hauptfrau seines Vaters, Verwirrung angerichtet.

Eine ähnliche Erhöhung der Macht liegt vor, wenn die Hauptfrau ihren Gatten überlebt; denn dann tritt sie in seine Rechte und nimmt Teil an der Leitung des Stammes, falls ihre Schwiegereltern noch leben, oder falls diese auch schon gestorben, hat sie die gesamte Leitung in Händen.

In Europa bekannt geworden ist diese Sitte durch die Thronbesteigung jener berühmten Kaiserinwitwe Tse-Hsi. Beim Tode ihres Gemahls trat sie in seine rechtliche Position und übernahm die Staatsleitung.

Auf Grund dieser unumstößlichen Tatsachen und der zahlreichen Gesetze zum Schutze der Frauen läßt sich also nicht von einer „völligen Mißachtung aller weiblichen Rechte" reden, wie es der Sinologe Arendt getan. Er hatte an das ja allerdings nicht gerade beneidenswerte Los des kinderlosen oder unverheirateten Weibes gedacht. Wir müssen vielmehr dem Urteil Williams' beipflichten, der in seinem Buch „The Middle-Kingdom" sagt: „Wenn man den Zustand der chinesischen Zivilisation berücksichtigt, so machen die geltenden Bestimmungen zum Schutze der Frauen in ihren anerkannten Rechten den Gesetzgebern des Volkes alle Ehre."

Bei allen Spekulationen dürfen wir aber nie den psychologischen Fehler begehen, die natürliche Liebe der Eltern den Kindern gegenüber zu vergessen. Wenn auch der Sohn bei seiner Geburt mit Jubel und großen Zeremonien empfangen wird, so wird doch immerhin auch die durchschnittliche chinesische Mutter zu ihrer Tochter trotz

Unterlassung aller äußeren rituellen Symbolik ihr natürliches Gefühl der Mutterliebe bewahren. Ebenso dürfen wir nicht bei der Beurteilung der Stellung der Frau in der Großfamilie vergessen, daß die Frau, auch wenn sie rechtlich dem Manne nicht ebenbürtig ist, da ja das Jin als dem Jang untergeordnet gilt, immer noch ganz andere Mittel zur Verfügung hat, um im Stamme die Macht an sich zu reißen. Pantoffelhelden gibt es nicht nur im Occident! Und die mehr oder weniger amüsanten Geschichten von dem oft recht verhängnisvollen Einfluß kaiserlicher Favoritinnen sind nicht geringer an Zahl in China als in westlichen Ländern.

Interessant ist schließlich noch zu wissen, wie in den Hauptzügen die Naturphilosophie in die Heiratsriten eingreift. Da ist es in aller erster Linie die Bestimmung des Hochzeitstages. Diesen herauszufinden ist das Amt der Astrologen. Die Regeln, die sie da anwenden, erinnert etwas an unsere mittelalterliche Weise des Horoskopstellens. Jeder Mensch hat seine sogenannten „pa-tse" acht Zeichen, das bedeutet die zweimal vier Tier-Zyklus-zeichen, die Jahr, Monat, sowie Tag und Stunde der Geburt beherrschten. Nun aber gibt es verschiedene Tiere, die sich gegenseitig vernichten, so daß eine Ehe von Personen, die unter diesen Zeichen geboren sind, unweigerlich unglücklich enden muß[14]).

---

[14]) In Südschantung gilt nach Stenz: „Beiträge zur Volkskunde Südschantungs" folgende kleine Versregel, die joci causa hier folgen möge:

Das schwarze Schwein fürchtet den Affen,
Das weiße Pferd den schwarzen Ochsen,
Wenn die Schlange den Tiger sieht, ist sie wie mit dem Messer zerschnitten,

Unter denselben Schwierigkeiten sucht dann der Astrolog, wenn die Vorverhandlungen ein befriedigendes Resultat gezeitigt haben, einen bestimmten glückbringenden Tag zu finden, an dem die Überführung der Braut ins Haus des Gatten erfolgt.

Taoistische Philosophen hatten ferner ursprünglich eine bestimmte Jahreszeit für die Eheschließung bestimmt. Da alles, was mit der Hochzeit zusammenhängt, zu dem Jin-Element gehört, mußte man auch eine Jin-Jahreszeit auswählen, also die, wo das Dunkle vorherrscht. Das war vom Herbst bis zum Frühling. In der neuen Zeit aber führt man diese Regel nicht mehr so strikt durch; während des ganzen Jahres kann man in China die Hochzeitszüge mit den festlichen Sänften durch die Straßen ziehen sehen, die einzigen Anläße, wo sogar die Mandarinensänfte auszubiegen hat.

Wie die Jahreszeit hatten die Philosophen auch ein bestimmtes Alter als das beste für die Eheschließung universistisch herausgerechnet. Für den Mann fand man die Zahl 30, für das Mädchen 20 als bestes Alter, eine Ansicht, die sogar im klassischen Li-ki, dem Buch der Riten steht. Erlaubt ist dem Mädchen die Ehe schon früher, und zwar mit 15 Jahren, einem Alter, das universistisch als Ideal für die Paarbildung gilt wegen der Zusammensetzung aus 7 und 8. Für den Mann werden auch 25 Jahre ausgerechnet, nämlich 3 · 8 und 1. Die Eins

---

Huhn und Hund zusammen verursacht Tränen,
Sobald Schaf und Ratte sich sehen, werden sie zugrunde gehen,
Der fliegende Drache zusammen mit dem Hasen werden nicht lange leben.

wird hinzugefügt wegen der Symbolik der Einswerdung mit der Frau! Es genügt sicher, ein paar dieser haltlosen Spekulationen angeführt zu haben. Sie sind hier nur erwähnt worden, da sie wohl den meisten unbekannt gewesen sein dürften und ein recht charakteristisches Licht auf die taoistische Praxis werfen.

Zur historischen Kritik dieser universistischen Heiratsvorschriften sei noch hinzugefügt, daß sich in den ältesten schriftlichen Aufzeichnungen, besonders im Schi-king, dem ethnographisch höchst interessanten „Liederbuch", vorgeschichtliche Erinnerungen in Liedern bewahrt haben an ganz andere Hochzeitssitten. Zu jener Zeit, deren Leben sich nur in den später gesammelten Liedern widerspiegelt, fand im Frühling während der Zeit der Aussaat die „Vereinigung von Jüngling und Mädchen" statt, wo die jungen Leute nach der Ruhe im Winter mit den Dorfschönen allein draußen im Felde waren. Strenge Konfuzianer, deren ganzes Denken universistisch begrenzt ist, fanden keine andere Lösung für diese unheilvolle Abweichung, als daß jene Sitten der Niederschlag einer durch Kriege entarteten Kultur sein müßten. Sie ahnten natürlich in ihrer naturphilosophischen Scheuklappenhaftigkeit nichts von Naturkräften, Naturgesetzen. Wir aber vermögen durch die Zeugnisse der alten Lieder einen flüchtigen Blick in jene Urzeit zu werfen, wo eben die Naturphilosophie noch nicht das ganze Leben mit ihren zahllosen Regeln und Regelchen übersponnen hatte. Ermessen läßt sich andererseits daraus auch die gewaltige Kraft des Universismus, der seit der historisch fixierbaren Zeit allen fremden Einflüssen standgehalten hat.

Neben der Hochzeit sind gleichbedeutsame Familien-

ereignisse Geburt und Tod[15]). Wird ein Knabe geboren, so finden wegen seiner Wichtigkeit für die Stammesfortsetzung ganz besondere Festlichkeiten statt; die Geburt des Mädchens jedoch verursacht dem Stamm keine besondere Freude. Zwar kann man später bei ihrer Verheiratung für sie einen Kaufpreis herausschlagen; aber bis zu dem Alter ist das Mädchen nur eine ziemlich „kostbare" Last. Der Knabe jedoch kann, wenn er begabt ist, durch Prüfungen zu den höchsten Ämtern aufsteigen und so dem Stamm Ruhm und Reichtum bringen. —

Damit wäre in großen Zügen das Stammeswesen charakterisiert. Es ist unmöglich, näher auf die mannigfaltigen Zeremonien bei Geburt, Heirat und Tod einzugehen[16]), die überdies in den einzelnen Provinzen Chinas stark von einander abweichen.

Es sei nun dem Schlußkapitel vorbehalten, zusammenfassend das Dauernde, Bleibende, das an sich Wertvolle aus der chinesischen Kultur herauszuschälen, und zu zeigen, wie der gewaltsame Einbruch europäischer Wissenschaft und Lebensform auf die uralten chinesischen Anschauungen gewirkt hat.

Schlußwort.

Kritik und Würdigung.

Nur die großen Umrisse des Bildes von der chinesischen Kultur haben wir kennengelernt; die Einzelheiten

---

[15]) Die Grade der Verwandtschaft werden sogar nach den fünf Trauergraden eingeteilt. Die längste Trauer, nämlich 27 Monate, schuldet ein jeder seinen Eltern.

[16]) Dafür sei unter anderem verwiesen auf W. Grube:

und seinen Schattierungen, die Abtönungen, das Auflösen der gebliebenen Gegensätze, — das alles muß notwendigerweise fehlen. Besonders ist es da die Frage des Verhältnisses der universistischen Naturphilosophie zum Buddhismus, überhaupt zu jeder anderen Religion und Philosophie. Das Wesen der chinesischen Naturreligion erwies sich im innersten Kern logisch als intolerant. Es gibt nur ein Tao, also auch nur eine Lehre vom Tao. Verwunderlich erscheint es da, daß der Buddhismus in China so große Verbreitung gefunden. Es gab unter den chinesischen Kaisern begeisterte Anhänger und Förderer des Buddhismus, aber auch ebenso fanatische Verfolger, die das indische Ketzertum mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten. Ähnliches erlebte der Islam und das Christentum, wenngleich diese beiden Religionen eine weit mehr untergeordnete Rolle spielen. Welches ist nun der Grund für die günstigere Aufnahme des Buddhismus, der zeitweilig sogar die einheimische taoistische Religon verdrängen zu wollen schien?

Zur Erklärung müssen wir noch einmal auf jenes Problem zurückkommen, das wir eingangs bei der Frage nach dem Entstehen der Spaltung in Taoismus und Konfuzianismus erwähnten. Gemeint ist jener strittige Begriff des Tschi, den die Taoisten als Bewußtsein, Gefühl, die Konfuzianer als Wissen deuten, und den sie beide gegeneinander als Angriffswaffe benutzen.

Zur Pekinger Volkskunde (in den Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde). Berlin 1901. Das sechsbändige, aber schwerer zugängliche Werk von de Groot: Religious System of China. Stenz: Beiträge zur Volkskunde Südschantungs. Leipzig 1907.

Während nun als Zweck des Daseins einem Konfuzianer das vollkommene Wissen aller Li, Zeremonien, erscheint, also der aus dem Jang und Jin geflossenen Regeln, die für das Tao der Menschheit ausgearbeitet sind, so sieht der strenge Taoist als einzige Aufgabe des Daseins das naturgemäße Leben. Die Natur ist schweigsam, schafft ohne Anstrengung, spontan und uneigennützig, zieht sich nach der Schöpfung zurück, ohne mit dem Erschaffenen zu prahlen; die Natur ist rein, und freigebig schenkt sie dem Guten wie dem Bösen ihre Gaben. Nach ihrem Vorbild soll der Mensch handeln; da braucht er nach Meinung der Taoisten kein Bücherstudium, er hat das große Buch der Natur, der immer sich neugebärenden Welt vor Augen, in ihr erkennt er den ewigen Kampf von Jang und Jin, von Licht und Finsternis. In dem Glanz des allergrößten Jang der Sonne sieht er das Einzige, Ewige, was ihn über den unermeßlichen Staub der schmutzigen Erde hinaufzieht in die reinen lichten Felshöhen, wo er sich seine „ching-schê", Hütte zur Verfeinerung, baut. Dort oben ist er der ewigen Urreinheit der Sonne näher und seine Seele dem Schmutz der Straße und des gewöhnlichen Lebens entrückt. Hoch oben auf Felsen bereiteten Taoisten ein Elixier zur Verlängerung der Existenz und Überwindung der Materie. Eine Atemtheorie und Gymnastik erfanden sie ähnlich der Yogalehre in Indien, wie man am sinngemäßesten atmen solle, um möglichst viel Jang in sich zu behalten; denn Jang ist Lebenskraft. So war der Taoismus vor allem darauf bedacht, das diesseitige Leben zu verlängern und glücklich zu gestalten, ja seinen Adepten sogar den Weg zur Heiligwerdung durch Erlangung des Tao zu zeigen. Zur Ausübung der Erlösungsaskese, zur allmählichen Befreiung von der Ver-

finsterung und Verunreinigung der Seele durch Leidenschaft erbaute man, möglichst in höchster Felsreinheit belegen, „tao-kuan", taoistische Klöster.

Was wollte nun der Buddhismus China bringen? Und konnte er Neues sagen, das Aussicht hatte, in dem als intolerant bekannten Lande Wurzel zu fassen?

Zur Han-Zeit, also gegen Anfang unserer christlichen Jahreszählung, kam der Buddhismus nach China und zwar in der Form des Mahāyāna, eine Sanskritbezeichnung, die „Der große, breite Weg", eigentlich das „Fahrzeug" bedeutet und den „Weg der Erlösung" meint. Der Grundgedanke ist, alle lebenden Wesen, die Tiere nicht ausgeschlossen, können durch mehrere Existenzen Stufen der Besserung ersteigen, bis sie schließlich den höchsten Grad der Heiligkeit erreichen, den Zustand der Buddhas oder Lichtgötter, die Auflösung im allgemeinen Nichts, im Nirwana. Der Weg zur Erreichung dieses Zieles war ein religiöses, durch zahlreiche Vorschriften, Gebote und Verbote geregeltes Leben, das zum größten Teil in der Unterdrückung der Sinnlichkeit und der gänzlichen Fleischabtötung bestand.

Wir sehen schon, diese Grundanschauung lag gleicherweise bei den Taoisten vor; bei diesen galt ja als Ziel die Unterdrückung der Leidenschaften und Sinne, Passivität, wu-wei, schließliches völliges Einswerden mit dem Weltall, dem Tao. So fand der Buddhismus gewissermaßen den Weg bereitet. Die Buddhisten, sprachgewandt wie sie waren, paßten die chinesische taoistische Terminologie ihren buddhistischen Vorstellungen und universellen Begriffen an, ja sie übernahmen einfach die vorhandenen Worte. So wurde Tao beispielsweise die Bezeichnung

ihres buddhistischen Weges zur Erreichung des Nirwana. Die Chinesen dagegen, die über die Wesensverwandschaft verwundert waren, griffen zu der naheliegenden Erklärung, daß der nach Indien mystisch verschwundene Philosoph Lao-tse dort den Buddhismus gepredigt habe.

Was brachte nun aber der Buddhismus der schon vorhandenen universellen taoistischen Religion Neues? Das war eben jener Gedanke der Höherentwicklung durch Metempsychose, das war der Begriff der ständigen Besserung der Seele durch neue Geburten bis zur endlichen Auflösung im Nichts.

Insofern war der Buddhismus ein Ausbau des Taoismus, indem er nun auch für das Wohl der Seelen nach dem Tode sorgte, während jener hauptsächlich das diesseitige Leben in den Bereich seiner Seelsorge aufnahm.

Etwas anders lag die Sache für den Islam. Seine Expansionskraft, die ihn bis zu den Säulen des Herkules im Westen getragen, drängte ebenfalls gen Osten; zu Land und zu Wasser hielt er unauffällig seinen Einzug in China. Aber die chinesische Politik erkannte in dieser Religion sehr schnell den aggressiven kriegerischen Kern; das Gebot des Dschihâd, des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen, war ihr nicht fremd, und danach richteten sich die chinesischen Maßnahmen. So sind denn auch Mohammedanerrebellionen in Peking, besonders aber in Kansu, der westlichen Provinz, die den Übergang nach Innerasien bildet, nicht selten gewesen. Im allgemeinen aber verfährt der sonst so fanatische Islam hier diplomatischer, er versucht sich äußerlich zu assimilieren und treibt insgeheim seine Propaganda.

Mit der Einführung des Christentums, das anfangs

in den Augen der Chinesen nicht wichtiger war als der weltfremde Buddhismus und der Islam, beginnt dagegen die letzte historische Periode des alten China; denn mit der westlichen Religion hielt auch westliche Weltanschauung, Zivilisation, Wissenschaft und Technik ihren Einzug. Die ersten Missionare waren Jesuiten, welt- und sprachkundig, vollendete Diplomaten mit psychologischem Scharfblick. Sie spielten eine entscheidende Rolle am Pekinger Hofe, führten europäische Astronomie und Mathematik[17]) ein, lehrten die Chinesen Kanonen gießen und wurden von dem berühmten Kaiser K'ang-Hsi (1662—1723) zur Vermessung des Landes benutzt.

Aber bald merkte der Kaiser ihre politische Propaganda, die der universistischen Staatsauffassung entgegenarbeitete; denn die göttliche Vermittlerstelle des chinesischen Kaisers, der ja Vertreter des himmlischen Taos auf Erden ist, war unvereinbar mit der christlichen Anschauung. So erfolgte bald die erste Einschränkung jesuitischer Macht. Die Europäer aber saßen nun einmal im Lande, immer mehr Kaufleute ließen sich in den größeren Hafenstädten nieder, und unter dem anderen, ebenso berühmten wie gewaltigen Herrscher der letzten Mandschuren-Dynastie, dem Kaiser Chien-Lung (1736—1796),

---

[17]) Wenig bekannt dürfte die Leibnizsche Reihe sein, die dieser Philosoph den Jesuiten-Missionaren mitgab, damit sie durch logische Gründe die Chinesen zur Lehre des Christentums, daß Gott die Welt aus Nichts erschaffen, bekehren sollten:

$$+1-1+1-1+\ldots\infty=0$$
$$+1-1+1-\ldots\infty=0$$

addiert $+1 \qquad\qquad =0.$

Also läßt sich aus Nichts Etwas machen.

kamen eine portugiesische, englische, holländische und spanische Gesandtschaft nach China, denen die anderen Großmächte Europas rasch folgten.

Nun aber entspann sich der unvermeidliche Kampf der Auseinandersetzung europäischen Geistes mit China. Wir können hier nicht auf die politischen Begebenheiten eingehen, wie auf jenen bekannten und recht unwürdigen Opiumkrieg[18]). China unterlag den europäischen Waffen, es lernte die englische Seemacht als überlegen erkennen.

Diese militärische Niederlage hatte aber eine noch viel tiefere Wirkung, als daß China bloß zu dem verhängnisvollen Nankinger Vertrag gezwungen wurde, durch den es die fünf Häfen Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai dem britischen Handel öffnen, britische Konsularagenten dort zulassen und billige Tarife für Import- und Exportzölle wie auch Transitzölle für das Inland festsetzen mußte. Mit jenem dies ater der Unterzeichnung an Bord der Cornwallis, am 29. 8. 1842, zerriß die Vorstellung der hierokratischen Universalmonarchie; ein europäischer Staat, der sich militärisch als mächtiger erwiesen hatte, mußte als gleichberechtigt anerkannt werden. Damit fiel der klassische Satz des Mencius: Der Himmel hat nicht zwei Sonnen, die Erde nicht zwei Kaiser.

Rasch ging es mit der Macht Chinas bergab; zwei Menschenalter genügten, um aus dem autokratischen absolutistischen Reich der Mitte einen begrenzten Nationalstaat zu machen. Westliche politische Ideen und Schlagwörter wurden für China übernommen, und sie wirkten wie zer-

[18]) Verwiesen sei hier auf die moderne Aufsatzsammlung des Hamburger Sinologen Franke: Ostasiatische Neubildungen. Hamburg 1911.

setzende Säuren. Was bisher Jahrtausende überdauert, mußte fallen. Mit dem Revolutionsjahr 1911/12 fiel der Vorhang über der Tragödie des Mandschu-Herrscherhauses; es versank in dem Strudel der Moderne. Am 12. Februar 1912 beschloß das Abdankungsedikt des letzten Herrschers das Trauerspiel; drei Tage danach wurde Jüan-schi-Kai zum provisorischen Präsidenten der „Republik der Mitte" erwählt.

Eine Weltanschauung war damit zusammengebrochen, die nachweisbar vier Jahrtausende das ganze Leben und Denken des Chinesenvolkes bestimmt, es geregelt hatte, eine Weltanschauung, die der gesamten ostasiatischen kulturellen Entwicklung ihre feste Bahn vorgezeichnet hatte.

So liegt nun diese gewaltige Periode des alten China mit seinem universistischen Weltsystem, seinem absolutistischen Kaisertum abgeschlossen vor uns, fest sich gründend auf der klassischen Literatur mit ihrer wuchtigen Titanensprache. Es läßt sich nichts fortnehmen und nichts hinzutun, denn ewig still steht die Vergangenheit, und jenseits der Parteien Gunst und Haß erscheint es uns, das echte alte chinesische Wesen, im verklärten Licht retrospektiver Forschung. Wir haben das feste Gefüge, das alles Leben dort zusammenhielt, in großen Zügen kennengelernt, aber auch gesehen, wie dieses ewig scheinende Fundament historisch bedingt war und einstürzen mußte, als diese Bedingtheit durch die geschichtliche Entwicklung überholt war. Dieser für Ostasien seit Menschengedenken unzerstörbare „rocher de bronze" mußte durch den Sprengstoff europäischer Gedanken in Splitter zerbersten. Und da erhebt sich nun die große schwere Frage, was wird wohl aus diesen Splittern einst werden, was

wird sich aus dem gärenden Chaos herauskristallisieren? Vorausſagen läßt sich das nicht. Wir wollen aber rückſchauend uns vergegenwärtigen, was bleibender Beſitz des chineſiſchen Volkes auch in Zukunft ſein muß, wofern nicht dieſe Kultur innerlich verzichtet weiterzuleben.

Überragend und unerſchütterlich ſteht die Grunderkenntnis der chineſiſchen Naturphiloſophie da: Der ewige Kampf von Licht und Finſternis. Keine Wiſſenſchaft kann ihr dies umſtoßen, ſie verdunkelte ſich denn ſelbſt! Ebenſo gewaltig wie unzerſtörbar iſt ferner dieſer Gedanke als Grundlage für die Moral und Ethik: Streben nach der Reinheit des Lichtes durch Überwindung der Finſternis niedrigſter Triebe. Das liegt außerhalb der formalen Wiſſenſchaft, das kann ſie höchſtens als „unbeweisbar" abtun.

Als drittes aber wird ebenſo unzertrennlich vom chineſiſchen Charakter bleiben: die Ahnenverehrung und das Stammleben. Hier liegt der Lebensnerv des ganzen Volkes, hierin auch das Geheimnis ſeines langen Beſtandes. Mit der Kraft des Inſtinkts haßt der Chineſe die Wurzelloſigkeit des europäiſchen Einzelindividuums, ihm iſt allein die Großfamilie der Nährboden für das Gedeihen des Einzelnen wie das dauerhafte Fundament für den Beſtand ſeiner Raſſe. Mag der junge Chineſe auch mit Erlaubnis ſeiner Eltern in die Fremde ziehen, mag er in Europa oder Amerika, in Auſtralien oder Afrika leben und arbeiten und ſparen, mag er als Schiffsheizer oder Speckfigurenhändler durch alle Meere und Länder ziehen, mag er auch als reifer Mann noch bisweilen im Ausland tätig ſein —, immer wird der Chineſe ſein Nationalbewußtſein und ſeine Sprache bewahren, immer den

Zusammenhang mit seinem heimatlichen Stamm fühlen und den einen großen Wunsch haben, im Alter dorthin zurückzukehren, um in der Familie zu sterben. Seine Leiche soll in China beerdigt werden und seine Seele im Ahnentempel von den Nachfahren verehrt.

Ebenso unveränderlich wird in China die letzte Anschauung in der Frauenfrage bleiben, trotz aller modernen Errungenschaften, die man aus hysterischen Großstädten Europas importiert hat. Der uralte Gedanke des weisen Asien, das unsere politischen Kinderkrankheiten alle schon am eigenen Leibe durchgemacht hat, die Erkenntnis nämlich, daß das Weib zu der anderen großen, dem Licht, dem Jang, entgegengesetzten Weltmacht, zu dem befruchteten, gebärenden, aber auch vernichtenden Jin gehört; diese uralte Weisheit wird und kann nicht durch olympierhafte Vergötterung, durch verzückt-stammelndes Minnesängertum oder gar durch virile Frauenemanzipation und Frauenstudium des Occidents zunichte werden. Asien hat schon längst Nietzsches Spruch vorweggenommen, durch den dieser Goethes Schlußwort im zweiten Faust persifliert hat: „Das „ewig" Weibliche zieht uns hinab." Der Chinese achtet das Weib als Mutter; denn als solches erst erfüllt es seinen natürlichen Beruf, dient es als Jin dem Jang, wird es der Halt für den Stamm. So erst vollendet es seine zweite Rolle in der Schöpfung, von der Nietzsche einmal unter Mißbrauch des Wortes Genies etwas sarkastisch, aber treffend gesagt: „Das Weib hätte nicht das Genie des Putzes, wenn es nicht den Instinkt der zweiten Rolle hätte."

Das alles wird der chinesischen Kultur bleiben, solange sie überhaupt chinesisch sein will. Dagegen wird und muß

die verschnörkelte Karikatur der universistischen Heilkunde, der Astrologie und Geomantik fallen durch die europäische Naturwissenschaft und Mathematik. Die Chinesen haben sehr wohl diese Überlegenheit des Westens erkannt und übernommen, und ihre Sprache ist reich genug, um Äquivalente für die modernen naturwissenschaftlichen und technischen Ausdrücke zu bilden.

Noch eines aber fordert unsere Kritik vor die Schranken. Wenn des Menschen Seele aus einer Jang- und Jin-Seele bestehen sollte, die bei der Geburt des Menschen eine Vereinigung eingehen und beim Tode sich trennen, indem der Jang-Teil zur Sonne emporsteigt, der dunkle Jin-Teil aber zur Erde sinkt, so fiele der Wert des Lebens fort, der doch gerade in dem Gebrauch des freien Willens besteht, der dem Guten, Lichten in der Seele zum Siege über das Böse, Dunkle verhelfen soll. Wenn auch der chinesische Moralist die Pflege der Jang-Seele fordert, so bleibt doch immer die eine große Frage offen, nämlich die der ausgleichenden Gerechtigkeit, da ja die Einheit der Seele nach der universistischen Anschauung beim Tode zerfällt. In diesem Punkte gerade zeigt sich die Überlegenheit des Buddhismus. Und letzten Endes besitzt ja jeder Mensch nur *eine* Seele, deren Lichtgehalt von der Kraft seines Willens, das Gute zu tun, abhängt. Wir sehen, der chinesischen Anschauung haftet noch viel von dem Uranfänglichen, Ungeklärten an; aber diese Gedanken stammen ja auch aus sehr alter Zeit.

Schwierig ist die Frage der künftigen Staatsform. Ob wohl China, das Jahrtausende ein Kaiserreich war, Republik bleiben kann? Die äußere Form ist abhängig von dem *Willen* der stärksten und mächtigsten Politiker wie über-

all; denn alles „Schicksal" ist ja bedingt vom Willen der Einzelnen. Nur wenn wir die verschlungenen Fäden des Willens anderer nicht mehr erkennen können, nennen wir im Gegensatz zu den asiatischen Fatalisten Ereignisse Schicksal. Persönlich bin ich der Meinung, daß der jetzige Name Präsident für das chinesische Staatsoberhaupt nur eine Modesache ist. Die Institution des Parlaments dagegen steht prinzipiell nicht im Widerspruch zu der oben erwähnten Schun-Tugend, der Willfährigkeit (vgl. S. 26). Im allgemeinen aber wird wohl der Asiate genügend Kritik mit der Zeit entwickeln, wenn er sich all die Jämmerlichkeiten des Parlamentarismus Europas vergegenwärtigt.

Und nun zum Schluß, wenn wir uns die Frage nach dem inneren Gehalt und Wert des Studiums der chinesischen Kultur vorlegen, so kommen wir zu Folgerungen, deren allgemein menschlicher Charakter uns auch in der heutigen Zeit etwas zu sagen hat. Es gab eine Zeit, wo man den indischen Studien nur insoweit Interesse entgegenbrachte, als sie eine Hilfswissenschaft waren für die indogermanische Sprachvergleichung. Erst allmählich begriff man den kulturgeschichtlichen Zusammenhang zwischen Griechentum und Indien; man sah, daß die Griechen in vielem die Fortsetzer und die Überwinder Asiens waren. Das gleiche Urteil traf die beginnende Sinologie wegen ihrer „abseitigen" Studien. Aber so weltabgelegen sind diese chinesischen Studien keineswegs. Wenn man „Welt"-geschichte betreibt, kann man heutzutage nicht mehr den beschränkten europazentrischen Blick haben, man kann nicht länger die andere Hälfte der Welt ignorieren. Zahllos sind die Beziehungen von Ost und West gewesen,

schon zu Beginn unserer Zeitrechnung hatte China Handelsverbindungen und diplomatische Beziehungen mit Rom[19]). In der Kunst, besonders Malerei und Plastik, wie auch in der Märchenliteratur fanden gegenseitige Beeinflussungen statt. Unser Blick ist noch eingeengt durch die klassische Philologie. Gewiß, das Griechentum steht uns unendlich viel näher als das Chinesentum. In jenem ist für unseren Geschmack in der Plastik das Höchste erreicht und in der Philosophie durch Platon eine Sonne geschaffen, die leuchten wird, solange Menschen leben. In dem Griechentum sehen wir die ewige unsterbliche Jugend des Menschengeschlechts und seiner Schönheit. Aber auch die schönste Blüte muß entblättern, wenn sie Früchte tragen soll. Als die Romanen und Germanen in der Geschichte auftauchen, übernahmen sie schon das fertige Erbe der Griechen.

Zu der Zeit aber, wo unsere Vorfahren noch Barbaren waren, hatte der chinesische Geist schon naturphilosophische, historische, juristische, lexikographische und geographische, ja selbst enzyklopädische Werke verfaßt, die einzig dastehen in der Weltliteratur. Und auch in der Konzeption des Weltbildes, in der Lösung der ewigen Menschheitsrätsel und in der Erkenntnis von der Erhabenheit der menschlichen Seele steht chinesisches Denken dem griechischen nicht nach, wenn auch die äußere Fassung des Gedankens fremder, weil exotischer, ist. Wie der Grieche den Wert des höchsten Menschseins in die Worte faßte: „Solange du recht

---

[19]) Vgl. sprachgeschichtlich: das lateinische seta, Seide, das spätere französische satin ist etymologisch das gleichbedeutende chinesische sse-tuan.

begriffen hast, daß du ein Mensch bist, solange bist du ein Gott", so hat auch chinesischer Geist in der ewigen Sehnsucht nach dem Übermenschlichen, nach dem Göttlichen diesen Wert in seiner Begriffswelt ausgedrückt. In fast dantischer Vision schildert uns der taoistische Philosoph Tschuang-tse, nachdem er dem Kaiser Huang den Weg zur Erlangung des ewigen Tao gewiesen, jenen höchsten Zustand: „Dann will ich dich hinter mir hinaufführen über das große Licht der Sonne, wo wir die Urquellen des höchsten Jang erreichen; dann will ich dich geleiten zur Pforte der Einsamkeit und der Finsternis bis an den Ursprung des höchsten Jin. Dort herrschen Himmel und Erde, dort wird alles im Jin und Jang aufgenommen."

Es ist ein Bild von gewaltiger Intuition, der Göttlichen Komödie ebenbürtig. Geboren ist es aus der allgemein-seelischen Sehnsucht nach dem Licht, dem Göttlichen, nach dem Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen, dem Ziel all unseres Strebens in der Wissenschaft und Kunst wie im Leben.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAR 31 1938

Aug31'48MP

LD 21-95m-7,'37

YB 450

706639

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY